

Der Teufel kratzt um Einlass

Von Sylvia Mahr

Stadtgeschichte Donaueschingen - Kapelle St. Sebastian

Anno 1611, Donaueschingen ehemals Esgingen.

Es ist schon spät, als das heftige Gewitter über die Baar zieht. Ein heller Blitz zuckt über den nächtlichen Himmel und erhellt die kleine Ansiedlung Esgingen. Keine Menschenseele zeigt sich auf den schlammigen Wegen, die sich kreuz und quer durch die Siedlung ziehen. Das wenige Vieh, das den Bauern nach dem Überfall der Villinger geblieben war, steht zum Schutz vor dem Unwetter in den kleinen Hütten. Die Menschen, die hier leben, sind meist arme Bauern, den Grafen von Fürstenberg unterstellt. Ja, die Grafen leben wohl in ihrem Schloss. Hinter den dicken Mauern lassen sie es sich gut gehen, während die Bauern von Missernte und Krankheit geplagt werden. Doch die Esginger sind ein zähes Volk, gottesfürchtig und hart arbeitend leben sie ihr ärmliches Leben voll der Mühsal und Entbehrungen. Noch ein heftiger Blitz zerreißt die Himmelsschwärze und schlägt in den Baum ein, der ganz am Rande der Siedlung neben einer kleinen Bauernhütte steht. Der Baum spaltet sich, ein dicker Ast streift an der Wand der Kate entlang und fällt zu Boden. Die krumme Berta zieht ängstlich den ergrauenden Haarschopf ein, als sie das laute Scharren vernimmt.

»Oh, Hans, der Teufel kratzt um Einlass! Maria, hilf uns armen Sündern!«, fleht die Berta und hinkt so schnell sie kann an den Tisch. Schwer stützt sie sich an der Tischkante ab um nieder zu knien.

»Gegrüßet seist du, Maria voll der Gnaden...«, beginnt Berta zu murmeln. Sie hat die Hände vor der bebenden Brust gefaltet. Ihr dünner Körper schlottert vor Angst.

Da zerreißt ein Donner die Stille, so dass die kleine Kate ordentlich wackelt. Die krumme Berta schreit laut auf in ihrer Angst. Noch lauter betet sie.

»Frau, gib Ruhe! Der Herrgott schickt den Donner nur, weil du den ganzen Tag zeterst. Kein gutes Wort hast du für deinen Mann. Und was am Haus entlang gekratzt hat, will ich gleich nachschauen, ich muss eh auf den Abort.«

Hans lächelt breit, so dass man die wenigen schwarzen Zahnstummel im Mund erkennen kann. Er zieht sein fadenscheiniges Hemd am Kragen zusammen und geht gemächlich zur Tür.

»So, Weiblein, lass sehen, was das Unwetter angerichtet hat«, murmelt der Hans.

Er öffnet die Tür und schaut prüfend zum Nachthimmel hinauf.

»Ach, siehst du, Weib, der Herrgott hilft uns schon. Der Himmel ist still und dunkel. Und nicht der Teufel hat am Haus gekratzt. Nein, es war der Ast vom Apfelbaum. Brauchst keine Sorge haben, wenn ich auf dem Abort bin. Es geschieht dir kein Leid.«

Doch die Berta betet unverdrossen weiter, die Augen fest geschlossen. Gerade, als der Hans unter der Tür hindurchtreten will, vernimmt er eine Kinderstimme:

»Hans, mein Onkel, warte, der Vater schickt mich. Ich bin die Marie vom Bauer Franz, deinem Bruder von Pfohren.«

»Ja«, brummt der Hans, ich weiß schon, wer du bist.«

»Der Vater hat gesagt, ich soll dir sagen, dass der Sensemann mit der Pestilenz unterwegs ist.

Oben beim Vetter Hagen in Neuffen sind alle tot! Nur ein Mann und sein Weib haben überlebt. Und in Balginga sind an die 40 Dutzend wohl gestorben. Der Vater hat gesagt, ich soll bei dir bleiben. Ich darf nimmer heim. Erst wenn der Sensemann weg ist.«

Als der Hans die Tropfen von Maries dunklen Zöpfen fallen sieht, weicht sein gutes Herz gleich mit auf. Er tritt zur Seite, um das Kind hereinzulassen. Noch bevor die Marie auch nur einen Schritt tun kann,

ist die krumme Berta schon am Hans vorbei gewitscht. Sie gibt der Tür einen heftigen Schubs, so dass sie mit lautem Knall zuschlägt.

»Du Narr!« zischt sie den Hans an, der sich mit vor Schreck geweiteten Augen zu ihr umdreht, « Das Balg kommt mir nicht in die Stube! Sie wird uns die Luft hier herinnen verpesten! Weißt du nicht, dass die Pestilenz mit der Luft kommt! Der Sensenmann reitet auf dem Todesvogel und wirft die Pestdecke über eine Stadt, so dass sie darunter ersticken soll.

Sie hat den Sensenmann schon auf den Fersen! Er ist ihr gefolgt, um Esgingen zu finden! Dann wird er die Pestdecke auch auf uns legen! Schnell! Schick das Balg weg!«

Die Berta packt den Hans an seinem dünnen Arm und dreht ihn zur Tür.

»Aber ich bin ihr Onkel! Und wo soll sie denn hin in der Nacht?«, wagt Hans leise zu widersprechen.

»Die Marie ist nur ein dummes Ding! Was glaubst du denn, warum dein Bruder nicht den Sebastian geschickt hat, den Hoferben. Bring kein Unheil über uns! Schick sie weg! Nach Zindelstein, das ist wohl weit genug!«

So schimpft die Berta auf den armen Hans ein, so dass der nicht mehr von Recht und Unrecht unterscheiden kann.

»Marie, mein Kind, du musst zurückgehen. Wir können dich nicht nehmen. S'ist kaum genug Essen für zwei. Wir kriegen dich nicht gefüttert!«, ruft der Hans dem Kinde zu. Den wahren Grund vor Scham verschweigend.

»Aber, Onkel, wo soll ich denn hin gehen? Der Vater lässt mich nicht auf den Hof zurück. Wohin soll ich gehen in der Nacht? Und mein Umhang ist ganz nass! Schuhe hat der Vater mir auch nicht geben wollen!«

Deutlich hört der Hans das Kind weinen und das Herz wird ihm schwer.

»Marie, hör, mein Kind! Du gehst hier über das Feld und immer weiter durch die Wälder.

Bleib auf dem Weg von den Fuhrwerken, dann findest du die Burg Zindelstein! Hörst du, Marie, dort werden sie dich nehmen. Der Herrgott segne und beschütze dich allezeit auf deinem Weg! Nun geh geschwind, Kind, der Weg ist weit!«

Mit gesenktem Kopf und Tränen in den gutherzigen Augen schlurft der Hans an den Tisch in der Stube. Schwer lässt er sich auf den Stuhl nieder. Sein ausgezehrt Gesicht ist zusammengefallen. Verzweifelt fährt er sich mit den schwieligen Händen durch sein verbliebenes Haar.

»Oh, Weib, was sollen wir tun? Wir haben das Kind weggeschickt! Nach Zindelstein! Ich werd's mir nimmer verzeihen...«, laut schnäuzt Hans seinen Nase in den Hemdsärmel.

Doch die Berta kniet schon wieder am Tisch. Sie ruft die Schutzheiligen um Hilfe an.

»Oh, heiliger Sebastian, schütze uns vor der Pestilenz! Heilige Mutter Gottes, bitte für uns! Heiliger Rochus, hilf auch unserem Vieh! Oh, all ihr Heiligen, legt eure schützenden Hände über unser Esgingen! Verschont uns vor dem schwarzen Tod!«

Die Berta steht auf. Sie bekreuzigt sich und entzündet einen Glimmspan. Behutsam streicht sie über das geschnitzte Holzkreuz an der Wand. Dann dreht sie sich zum Hans um, der immer noch am Tisch sitzt. Er hat den Kopf auf die Hände gestützt. Tränen laufen über seine Wangen. Die krumme Berta sieht es nicht.

»Hans, der Pfarrer hat's gepredigt am Sonntag! Im Gottesdienst! Er hat's gesagt!«, flüstert Berta aufgeregt. Sie schwenkt den Glimmspan, so dass die Funken herab regnen. Als sie den Span in die Feuerstelle legt, leckt sogleich ein lustiges Flämmlein an den dürren Ästen. Nervös knetet Berta die alte braune Schürze in den Händen.

»Hütet euch vor dem Bösen, hat er gesagt! Es kommt in Gestalt eines Fremden.

Wir hätten ihn totschiagen sollen, diesen Fremden. Er war gewiss der Teufel persönlich!«

»Still, Weib, du versündigst dich!«, befiehlt Hans erschrocken.

Aus Berta sprudelt weiter alles Leid: »Erst hat der Frühling unsere Felder überschwemmt. Alles war verfault. Dann hat der Hagel die Dächer zerschlagen. Das waren die Vorboten des Bösen, dann kam der fremde Krämer. Er wollte sehen, was er angerichtet hat. Hernach haben die Villinger uns heim gesucht. All unser Vieh haben sie weg getrieben. Dann wurde es heiß. Auch das Obst am Baum ist verdorrt. Der Teufel war hier! Der Pfarrer hat`s gepredigt:«

Aufgeregt ob ihrer neuen Erkenntnisse watschelt die alte Berta durch die kleine Kate. Unentwegt knetet sie ihre Schürze und findet keine Ruhe.

»Hans, du musst in aller Herrgottsfrüh zum Pfarrer, ihn um Rat fragen!«

»Wir müssen drin bleiben! Wir atmen sonst den schwarzen Tod ein und verrecken!«, widersprach Hans.

»Warte, wenn der Hahn kräht in der Früh, so ist die Luft noch sauber und du kannst gehen!«

So beten Hans und Berta die ganze Nacht um den Beistand der Schutzheiligen. Als am Morgen der Hahn kräht, begibt sich der brave Hans auf den Weg zum Pfarrhaus. Traurig schlurften seine alten Schuhe auf dem Weg. Sein Kopf hängt so tief, als wolle er gleich abfallen. Während Hans dem Herrn Pfarrer weinend vor der drohenden Pest berichtet, ist die krumme Berta schon emsig von Haus zu Haus gehuscht. So kommt es, dass alle Einwohner Esgingens schon vor dem Pfarrhaus warten, als der Herr Pfarrer mit dem Hans vor die Tür tritt. Schnell geht Hans um die Wartenden herum, es mögen wohl an die 30 Dutzend sein, die sich unter dem schwarzen Himmel versammelt haben. Hans stellt sich weit nach hinten, um dem Zorn des Herrn Pfarrers zu entkommen.

»Ihr habt große Sünde auf euch geladen!«, dröhnt des Pfarrers schneidende Stimme durch die schweigende Menge, »Der Herr bestrafet euch Armselige. Ihr habt den Teufel persönlich in unser Esgingen gelassen. Habt ihr etwa nicht den Tand betrachtet, ihr Weiber? Um euch herausputzen! Schöne Augen habt ihr dem Fremden gemacht! Die Sünde gar in euer Haus eingeladen. Und ihr Bauern, habt ihr den Satan nicht in euren Scheunen ruhen lassen? Ihn noch gefüttert mit der Weizenschleimsuppe aus den letzten Vorräten? Ihr selbst habt den Sensenmann bestellt! Dass er das Pesttuch auf euch werfe! Ihr werdet verrecken wie die Fliegen im Winter. Tuet Buße, ihr Bauern!«

Dem Pfarrer schwillt der Kopf. Seine Stimme zittert vor Zorn.

Seine Augen funkeln die Menge an, die vor Angst kaum zu atmen wagt.

Nur der Schultheiß Matthias, hebt die Stimme: »Wie sollen wir es richten, Herr Pfarrer, legt uns eine Buße auf! Seht, wir sind nur Bauern. Wir kennen uns in der Gunst Gottes nicht gut aus...«

»Geht in eure Stuben! Betet Tag und Nacht zu Gott um Vergebung! Und bittet Maria um Beistand. Der heilige Sebastian schützt vor der Pestilenz und der heilige Rochus ebenso.

Fastet und betet!«, befiehlt der Pfarrer, »sonst werdet ihr allesamt in der Hölle schmoren!

Ich sage euch, das jüngste Gericht steht bevor! Seht den Himmel an, er ist schwarz vor Gottes Zorn!«

Da sinkt die Berta auf die Knie. Weinend zieht sie den Hans am Arm mit hinunter.

»Heilige Maria, hilf uns armen Bauern vor der Pestilenz!

Verschone uns und wir werden dir einen Stein setzen mit unserem Dank darauf gemeißelt!«

Auch der Hans betet nun laut und inbrünstig. Seine tiefe Stimme übertönt die der krummen Berta.

»Heiliger Sebastian, eine Kapelle werden wir dir bauen! Hier am Feldrand werden wir sie stellen und dir auf ewig danken.«

»Ich helfe dem Hans. Ich baue mit an der Kapelle. Heiliger Rochus, wenn du nur hilfst!« vernimmt man den Schultheiß Matthias und so sinken nacheinander die Einwohner Esgingens auf die Knie und flehen um Beistand.

Der Platz vor dem Pfarrhaus ist gedrängt voll. Allesamt flehen und beten die Einwohner Esgingens um Beistand der Schutzheiligen. Die Gebete erheben sich bald zu lautem Getöse. Es streicht wie ein Band um die Bauernhäuser und der Schafhirte Hartel im Wolterdinger Wald schwört hernach, er habe es

gehört. Als der Lärm schier unerträglich wird, bricht die Sonne durch die dunkle Wolkendecke. Die Betenden halten ehrfurchtsvoll inne, viele Gesichter nass von Tränen und Rotz. Frauen in den Armen ihrer Männer, die Kinder um sich geschart. So stehen sie und wissen nicht, ob die Sonne von der Mutter Maria und den Schutzheiligen geschickt ist oder nur zufällig scheint. Der Pfarrer aber nutzt die eingetretene Stille, um das Gelübde zu besiegeln.

»Heiliger Sebastian, heiliger Rochus und heilige Maria! Wir Bürger von Esgingen legen hier und heute das Versprechen ab, eine Kapelle euch zu Ehren zu bauen, sollte ein Jahr vergangen sein und die Pestilenz unser Esgingen verschonen. Auf Jahr und Tag wollen wir uns hier sammeln und am Feldrand den Bau beginnen. Und jeden Tag wollen wir euch loben und preisen, das bitten wir Bürger von Esgingen. Amen.«

Die Geschichte:

Im Jahre 1614 wurde die St. Sebastianskapelle eingesegnet. Bis zum heutigen Tag steht sie am ursprünglichen Platz, ehemals abseits der Siedlung, heute dank wachsenden Einwohnerzahlen beinahe mitten im Ort.

Die Pestepidemie wütete tatsächlich in den Jahren 1610/1611. Es ist belegt, dass innerhalb von sechs Wochen in Neuffen bei Nürtingen ungefähr 500 Menschen umkamen, nur ein Ehepaar überlebte, in Balingen, ehemals Balginga genannt, geht man von der etwa gleichen Zahl an Toten aus. Auch das heutige Donaueschingen wurde nicht verschont, mit verheerenden Folgen wurde die Einwohnerzahl dramatisch reduziert, so wie auf der gesamten Baar, in Schwaben, in der Schweiz und im Elsass. Im Thurgau zum Beispiel wurden über 13000 Pesttote gezählt. Umso dankbarer waren die Überlebenden.

Sie hielten ihr Versprechen, eine Kapelle zu Ehren der heiligen Maria, des heiligen Sebastians sowie des heiligen Rochus zu erbauen.

Nach Norden – der Ruf

Von Ute Schnell

Prinzessin Kyla feierte ihren sechzehnten Geburtstag mit allen Köstlichkeiten des Landes. Nach uraltem Brauch wurde jedermann zu diesem Fest eingeladen. Groß und Klein, Alt und Jung, Schloss- sowie Stadtbewohner. Niemand sollte an dem Tag, an dem die Prinzessin erwachsen wurde, zu Hause bleiben. Keiner wollte dieses einmalige Fest verpassen. Das Volk jubelte seiner Prinzessin zu, alle griffen beherzt nach den köstlichen Speisen. Kyla genoss die Begeisterung ihrer künftigen Untertanen. War diese Leidenschaft doch ein Vorgeschmack dessen, was sie einmal als Königin erwarten würde. Gerade verzauberte ein gewaltigstes Feuerwerk aus tausend und abertausend strahlenden Sternen den nächtlichen Himmel, als eine junge Frau die Prinzessin aus ihren Tagträumen riss.

»Niemand lebt für sich allein! Auch du nicht Königstochter! Ein Leben, das nur sich selbst zum Mittelpunkt hat, ist ein armseliges Leben.« Ehe Kyla etwas erwidern konnte, war die Fremde bereits verschwunden.

Noch wochenlang genoss die erwachsene Prinzessin die Erinnerung an den Rausch der Festlichkeiten. Die Worte der Unbekannten hatte sie längst vergessen. Kylas Leben war unbeschwert und sorgenfrei. Die Dienerschaft kümmerte sich um all ihre Bedürfnisse. Hätte sie sich einen Stein vom Mond gewünscht, so wäre jemand losgezogen, um ihn zu beschaffen. Nur Mo, Kylas alte Amme, machte sich Sorgen um die junge Königstochter. Eine merkwürdige Unruhe hatte sie erfasst und sie ließ die Prinzessin nur selten aus den Augen.

Eines Nachts fand Kyla sich in einem seltsamen Traum wieder. Auf einer grünen Wiese standen Obstbäume mit herrlich reifen Früchten. Gerade als sie sich den saftigsten Pfirsich pflücken wollte, sah sie ein Licht. Zunächst klein wie eine Pflaume, wuchs er schnell heran, bis eine junge Frau, durch und durch mit diesem Licht bekleidet, auf sie zukam. In ihr erkannte Kyla die Fremde, von ihrem Geburtstagsfest.

»Es ist Zeit, Königstochter. Erfülle deine Aufgabe. Gehe nach Norden. Zögere nicht und frage niemanden um Erlaubnis.«

Wie beim letzten Mal verschwand die Unbekannte, ehe Kyla Fragen stellen konnte. Doch dort, wo sie eben noch stand, lag eine Schriftrolle. Eine Rolle aus gelblichem Pergament. Die Prinzessin hob sie auf, öffnete sie und las die Worte: Nach Norden! Der Traum verblasste. Kyla fiel in einen tiefen, ruhigen Schlaf.

Am Morgen erwachte sie frisch und erholt. Gut gelaunt sprang sie aus dem Bett und richtete sich zum Frühstück, wo sie gewöhnlich ihre Tagespläne schmiedete. Von einer Zofe ließ sie sich das kastanienbraune, taillenlange Haar bürsten und frisieren. Für den Tag wählte sie ein saphirblaues Seidenkleid, welches die Farbe ihrer Augen unterstrich. Plötzlich fiel ihr Blick auf den kleinen Tisch neben ihrem Bett. Sie erschauerte. Dort lag eine Schriftrolle. Die Schriftrolle, aus gelblichem Pergament. Widerstrebend griff Kyla nach dem Schriftstück, während die Worte der Unbekannten durch ihre Gedanken hallten: »Zögere nicht und frage niemanden um Erlaubnis!«

Zitternd öffnete sie das Papier und las: Nach Norden!

Kyla fasste sich schnell wieder. Sie hatte nicht vor, sich wegen eines Traums und einem Stück Pergament aus dem Schloss treiben zu lassen. Sicher erlaubte sich da jemand einen frechen Scherz mit ihr. Und das ärgerte die Prinzessin. Mittags spazierte Kyla in die Stadt, welche am Fuß des Schlossberges zu beachtlicher Größe herangewachsen war. Zwei magere Hunde lagen träge in der Sonne. Menschen begegnete sie nicht.

»Meinen künftigen Untertanen geht es gut«, dachte sie.

»Sie arbeiten nur morgens, meiden die Hitze des Tages und am Abend werden sie hervorkommen und fröhlich miteinander feiern. Ich sollte ihre Festlichkeiten einmal besuchen, wenn ich Königin bin.«

Warum Kyla die Schriftrolle mitgenommen hatte, wusste sie nicht. Doch am Fluss kam ihr eine Idee.

»Das war es dann«, sprach die Prinzessin und warf das Pergament ins Wasser.

»Wer auch immer sich diesen Scherz ausgedacht hat, wird sich etwas Neues einfallen lassen müssen.« Eine Weile sah sie dem Schriftstück hinterher, welches trotz niedrigstem Wasserstand zügig davon getragen wurde. Weg vom Schloss, weg von der Stadt, bis hin ins weite, ferne Meer.

*

In ihrem saphirblauen Seidenkleid stand die Prinzessin am Rand des Meeres. Ihre Eltern, der König und die Königin, die sie kaum kannte, standen daneben. Kyla hätte gerne mit ihnen gesprochen, doch jedes Wort aus ihrem Mund wurde vom Rauschen der Wellen verschlungen. Langsam hob sich der Meeresspiegel. Er benetzte die Füße der königlichen Familie, stieg weiter, immer weiter und umgab sie schlussendlich ganz und gar. Wie in Zeitlupe schwebten die drei im Wasser. Der König streckte seine Arme nach der Königin aus und sie nach ihm. Doch keiner konnten den anderen erreichen. So wogen sie von einander fort, in Vergessenheit hinein. Kyla sah ihren scheidenden Eltern nach. Sie hätte ihnen noch so viel zu sagen gehabt.

Die Prinzessin sank. Sie schnappte nach Luft und schluckte Wasser. Sie versuchte an die Oberfläche zu schwimmen. Doch der Sog nach unten war stärker. Tiefer und tiefer sank sie in eiskaltes, kristallklares Wasser. Luftblasen perlten an ihr entlang. Dem Himmel entgegen, von dem sich Kyla in zunehmender Geschwindigkeit entfernte. Blaue und grüne Farben drehten sich um die Prinzessin. Sie fühlte sich schwach und müde, gab den Kampf auf und ließ sich fallen. Die Hand, die nach ihr griff sah sie nur schemenhaft. Plötzlich wurde Kyla nach oben gezogen. Kraftvoll! Schnell! Sie durchbrach die Wasseroberfläche, frische Luft strömte in ihre Lungen und ihr Blick begegnete den Augen der Unbekannten. Sie waren hart, klar und fordernd.

Kyla erwachte bei hellem Tageslicht.

»Ein Albtraum. Es war einfach nur ein Albtraum!« Erleichtert schwang sie sich aus ihrem Bett und erstarrte im nächsten Augenblick. Vor ihr, auf dem kleinen Tisch neben ihrem Bett lag die Schriftrolle. Wer hatte sie aus dem Fluss gezogen? Und hier her gelegt? Kyla nahm sie in die Hand. Sie war trocken. Die Worte waren dieselben: Nach Norden.

Kylas Laune verschlechterte sich in den nächsten Tagen zunehmend. War es wirklich ein Scherz, den sich da jemand erlaubte? Oder steckte mehr dahinter?

*

An diesem Morgen wählte Kyla ein smaragdgrünes Spitzenkleid. Entschlossen nahm sie die Schriftrolle, ging in den Schlossgarten und suchte den Gärtner. Gerne wäre er dieser Begegnung aus dem Weg gegangen, doch Kyla hatte ihn bereits entdeckt.

»Lauf nicht weg. Ich habe eine Aufgabe für Dich«, forderte sie den alten Mann auf. Unsicher, was ihn erwarten würde, sah er seine künftige Königin an.

»Ich will, dass du mir ein Loch gräbst. Ein Loch, so tief wie ein Grab.«

»Hoheit, bei allem Respekt, es ist Sommer. Seit Wochen hat es nicht geregnet. Der Boden ist hart wie Stein.«

»Ich würde es dir nicht auftragen, wenn es nicht nötig wäre. Es muss zur Mittagszeit fertig sein.« Damit ließ sie den Gärtner allein.

Am Mittag kam die Prinzessin mit der Schriftrolle in den Garten zurück. Erschöpft stand der alte Gärtner neben dem tiefen Loch. Kyla nahm die Schriftrolle, warf sie hinein und forderte:

»Mach es wieder zu. Jetzt gleich.«

Kyla sah zu, bis der Gärtner die letzte Schaufel Erde zurückgeworfen hatte. Dann verabschiedete sie sich von dem alten Mann mit den Worten: »Vergiss die Rosen nicht, sie brauchen bei dieser Hitze besonders viel Wasser.« Der Gärtner sah seiner künftigen Königin nach. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

*

Der Mond, der anfangs noch hell ins Zimmer schien, wurde von Wolken verdeckt. Finsternis machte sich breit. Dunkle Wände umgaben Kylas Schlafgemach. Näher rückten sie an die Prinzessin heran.

Kyla erhob sich. In ihrem smaragdgrünen Spitzenkleid stand sie in dem Raum. Ihre ausgestreckten Armen konnten die Wände berühren, die immer dichter auf sie zukamen. Kyla schrie, schrie um Hilfe, doch niemand hörte sie. Etwas kroch an ihr nach oben. Über ihre nackten Füße, die Waden hinauf. Es fühlte sich kühl an, kroch über Oberschenkel, Hüfte und Taille. Kühl und feucht. Kyla wagte nicht mehr zu atmen. Brust und Schulter bedeckte es. Angst schnürte Kyla den Hals zu als es darüber hinweg kroch. Kinn und Lippen versanken darin.

Erde! Kyla schmeckte Erde. In wenigen Augenblicken würde sie ersticken. Lebendig begraben. Statt zu schreien, schluckte sie Erde. Keinen Millimeter konnte sie sich bewegen. Panik ergriff sie und im nächsten Augenblick erwachte die Prinzessin schweißgebadet in ihrem Bett. Helles Mondlicht schien in ihr Gemach. Auf dem Tisch neben ihrem Bett lag die Schriftrolle aus gelblichem Pergament. Etwas Erde haftete noch daran. Keinen Moment länger blieb Kyla in ihrem Schlafgemach. Mit Decken und Kissen zog sie ins Kaminzimmer. Hier hielt die Dienerschaft selbst im Sommer Tag und Nacht ein Feuer bereit.

Am Morgen fand Mo, die Prinzessin kauern vor dem Kamin. Wie in Kylas Kindertagen gelang es ihr bald, die ganze Geschichte ans Licht zu bringen.

»Glaubst du wirklich, dass sich ein Scherzbold so in deine Träume stehlen kann, Kyla?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte die Prinzessen, als fürchte sie, jemand könnte sie hören.

»Willst du wissen, was ich glaube?«, Kyla nickte stumm.

»Du hast eine große Aufgabe bekommen und du wirst keine Ruhe finden, bevor du sie nicht erledigt hast.«

»Aber ich kann doch nicht einfach davonlaufen. Hier bin ich zu Hause. Hier ist mein Königreich. Ich werde einmal Königin sein. Eine Königin läuft nicht davon.«

»Deine Einstellung ehrt dich. Aber vielleicht ist es gerade dieser Auftrag, der dich zur Königin macht. Du hast noch viel zu lernen.«

*

Als Kyla sich an diesem Tag ein Kleid aus diamantweißem, hauchzartem Tüll anzog, wusste sie nicht, ob sie sich über Mo ärgern oder ihr dankbar sein sollte. Eines war jedoch sicher, sie würde sich nicht so schnell aus ihrem Schloss vertreiben lassen. Und diesmal würde sie dafür sorgen, dass niemand diese Schriftrolle aus dem Fluss fischen oder aus einem Loch ausgraben konnte. Mit dem Pergament in der Hand stieg die Prinzessin auf den höchsten Turm des Schlosses. Zwischen den Zinnen hindurch sah sie ihr Reich, die Stadt, ferne Dörfer, weitläufige Wälder, Felder und Flüsse. Hier gehörte sie hin. Kyla zerriss die Schriftrolle in kleinste Stücke. Als würde er ihrem Befehlen gehorchen kam ein kräftiger Wind auf. Jeden Fetzen der Schriftrolle trug er davon, als Kyla sie ihm entgegenwarf.

»Diesmal kommst du nicht zurück. Die Winde werden dich in alle Himmelsrichtungen tragen und zerstreuen«, schrie sie dem Pergament hinterher.

In dieser Nacht schlief Kyla in der kleinen Kammer ihrer Amme. So, wie sie es in Kindertagen getan hatte, wenn sie sich einsam oder ängstlich fühlte.

*

Erneut stand die Prinzessin in ihrem diamantweißen Tüllkleid auf dem höchsten Turm des Schlosses. Der Wind kam, hob Kyla in die Höhe und trug sie davon, als sei sie nicht mehr, als ein Blatt mit dem er spielte. Sie flogen über Wälder, in denen kein Wild mehr lebte. Sie überquerte Felder, auf denen das Korn verdorrte und über Flüsse in denen es keinen Fisch mehr gab. Zuletzt fand sich die Prinzessin in der Stadt unter dem Schlossberg wieder. Kyla stand in einer ärmlichen Hütte. Am Tisch saßen drei Kinder und flehten ihre Mutter an, ihnen etwas zu essen zu geben. Doch sie hatte nichts mehr.

»Das Land ist arm und das Wenige, dass es hervorbringt wird ins Schloss geschafft.« Es war die Stimme des Windes, die sie hörte, ehe er sie in ein anderes Haus davontrug. Auch hier traf sie auf eine Familie. Die Mutter lag auf dem Bett, krümmte sich vor Schmerzen. Kinder knieten um sie herum, hielten ihre Hände und wagten nicht zu weinen. Die alten Großeltern flehten den Himmel um Gnade an.

»Der Vater arbeitet in den Wäldern. Er beschafft Holz für das Schloss. Einen Arzt kann er sich nicht leisten. Wenn sie keine Hilfe bekommt, wird sie sterben.« Kyla wurde übel. Sie wollte etwas sagen, doch der Wind trug sie bereits weiter. Diesmal in das Haus einer alten Frau, einer Witwe. Sie hielt die Totenwache am Bett ihres Mannes.

»Ihre Kinder hat sie in jungen Jahren verloren. Ihr Mann war alles, was ihr blieb. Jetzt wartet sie auf ihren eigenen Tod.« Bevor sie der Wind erneut davon trug, sah Kyla das Gesicht des Toten. Es war ihr Schlossgärtner.

Mit tränenüberströmtem Gesicht wachte Kyla an diesem Morgen auf. Mo hielt ihre Hand und streichelte der Prinzessin über die Stirn.

»Ist es wahr? Was ich gesehen habe? Geht es den Menschen in diesem Reich wirklich so schlecht?«, schluchzte Kyla.

Mo nickte.

»Warum hat mir das niemals jemand gesagt? Warum lässt mein Vater, der König das zu? Auf meinem Fest waren alle so fröhlich. Sie sind doch alle gekommen, um mit mir zu feiern.«

»Sie sind gekommen, weil sie Hunger hatten. Auf dem Fest konnten sie sich satt essen. Deshalb kamen sie.«

Kyla wurde wütend. Ihr ganzes Leben lang hatte sie an eine Lüge geglaubt. Ihr wunderbares Reich war nicht mehr als ein Scherbenhaufen. Und ihre Eltern sahen einfach zu. Voller Zorn rauschte sie in einem rubinroten Satinkleid zu den Gemächern ihres Vaters. Sie fand ihn im Salon bei Wein und fettem Braten.

»Kyla, wer hat dir Einlass gewährt?«, irritiert sah der König seine Tochter an.

»Niemand!«, schrie sie ihn an, ohne auch nur einen einzigen Augenblick lang darüber nachzudenken, mit wem sie sprach.

»Warst du schon einmal in der Stadt? Hast du gesehen, wie die Menschen leben, die für deine Bequemlichkeit sorgen?«

»Soweit ich weiß, hast du diese Bequemlichkeit bisher sehr genossen, meine Tochter.« Der König ließ sich von Kylas Ausbruch nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich hab es nicht gewusst. Ihr habt mir nie etwas gesagt!«, empörte sich das Mädchen.

»Du hast nicht gefragt. Es hat dich niemals interessiert. Hast du vielleicht geglaubt, der Wohlstand, indem du lebst fiele vom Himmel?« Der König sah, dass er seine Tochter verunsichert hatte. »Hör zu Kyla, so ist es nun einmal. Es wird immer Menschen geben, die herrschen und andere, die sich beherrschen lassen. Das ist das Leben. Sei froh, dass du auf dieser Seite stehst.«

Entsetzt sah Kyla ihren Vater an. Sie konnte nicht glauben, was sie hörte.

»Niemand!«, schrie sie ihm ins Gesicht. Er lächelte und griff nach seinem Becher Wein.

Kyla fehlten die Worte.

»Ein wenig Obst meine Tochter?« Ihr Vater war amüsiert.

Voller Verachtung wandte sie sich ab und rannte ohne ein weiteres Wort aus dem Raum. Tränen liefen über ihr heißes Gesicht.

*

Mo fand die weinende Kyla im Kaminzimmer.

»Sie hat eine Aufgabe für Dich. Es geht ihr nicht um sich selbst. Du wirst gebraucht, für Dich, für Deine Familie, Dein Königreich und vielleicht noch für viele mehr.«

»Natürlich werde ich gebraucht. Hier werde ich gebraucht. Ich muss etwas tun. Bitte! Bringt den Kindern etwas zu essen, schickt unseren Arzt zu der kranken Mutter und holt die alte Witwe ins Schloss.«

»Es wird geschehen, wie du es wünschst, aber ich glaube nicht, dass das reicht.« Mo sah die Prinzessin auffordernd an.

»Eines Tages werde ich Königin sein. Dann regiere ich dieses Reich. Bis dahin gibt es noch vieles zu verändern. Es hat keinen Sinn, dass ich mein Reich verlasse. Ich bleibe hier und tue, was getan werden muss.«

Den ganzen Tag verbrachte das Mädchen damit, durch die Stadt zu gehen und nach den Bedürfnissen der Menschen zu sehen. Manche beschimpften sie und spuckten sie an. Andere waren zu erschöpft, um sie überhaupt wahrzunehmen, aber einige waren dankbar für ihren Besuch. Sie gaben bereitwillig Auskunft und nahmen Hilfe gerne an. Als Kyla an diesem Abend erschöpft aber zufrieden zu Bett gehen wollte, durchzuckte sie es wie ein Blitz. Auf ihrem Kissen lag die Schriftrolle. Ohne große Hoffnung brachte sie das Pergament ins Kaminzimmer und warf es ins Feuer. Kyla wartete, bis von dem Schriftstück nichts mehr übrig war.

*

Wie ein rot glühender Stern schwebte Kyla in ihrem rubinroten Satinkleid über den nächtlichen Himmel. Von Schloss und Stadt sah sie ein paar Lichter. Es war still. Nicht ein einziger Windhauch rührte sich. Dennoch schwebte Kyla auf die Stadt zu. Kleine Funken lösten sich von ihr und glitten langsam zu Boden. Kyla erkannte die Gefahr. Sie versuchte sich in Richtung Fluss zu bewegen. Doch unerbittlich wurde sie über die trockenen Felder und armseligen Höfe getrieben. Die Funken, die von ihr ausgingen begannen ihr Werk. Erst brannte ein Feld, dann ein Hof. Schon bald stand die ganze Stadt in Flammen. Menschen schrien und versuchten sich zu retten. Kyla wollte helfen, doch sie richtete immer mehr Schaden an. Zuletzt schwebte sie über dem Schloss und bald darauf leckten Flammen an dessen Mauern. Die Dächer brannten lichterloh und der große Turm erinnerte an eine lodernde Fackel. Kyla wehrte sich, sie schrie und tobte.

»Nein, nein, nein! Das darf nicht sein!« Doch je mehr sie versuchte, sich zu wehren, desto fester wurde sie gehalten und geschüttelt. Langsam verblasste das Inferno vor ihren Augen. Kyla sah in Mo's sorgenvolles Gesicht. Die alte Frau schüttelte das Mädchen und schrie sie buchstäblich an, wach zu werden.

»Mo«, haucht Kyla erschöpft.

»Dem Himmel sei Dank, du bist wieder bei Dir.« Geduldig wartete Mo bis Kyla ihr von ihrem Alptraum erzählen konnte.

»Du wirst dein Reich nicht retten, wenn du hier bleibst«, sagte die alte Amme.

Schwach nickte Kyla und sah auf, in die Hände der alten Frau. Dort lag die unversehrte Schriftrolle. Den Rest der Nacht schlief Kyla unter Mo's wachsamem Blick ruhig und fest. Am Morgen zog sie ein schlichtes Leinenkleid an. In einer alten Ledertasche verstaute sie Wasser und Brot.

»Kümmere dich um die Stadtbewohner Mo. Und erzähle meinen Eltern nicht, wo ich bin. Sie werden mich sowieso nicht vermissen.« Mo nickte und umarmte die Prinzessin zum Abschied.

Kyla hatte die Schriftrolle im Schloss gelassen, wunderte sich aber nicht mehr, als sie das Schriftstück bei einer Rast in ihrer Tasche fand. Gedankenverloren las sie die Worte, die ihr Leben verändert hatten: Nach Norden.

Harmonie in Rot

Von Françoise Schwellnus

In einer kleinen Stadt in den Hochvogesen befindet sich ein Café mit einer großen Terrasse. Es hat eine sehr schöne Terrasse, die sich zum Teil auf dem Stadtplatz und zum Teil auf dem Trottoir am Eck sich befindet. Sie ist sehr schön Richtung Süden gelegen, und egal, wann man kommt, kann man immer einen Platz in der Sonne finden. Nur heute ist die Terrasse fast leer. Und rund herum sind rote Bänder, die die Terrasse für jeden Einzelnen versperren.

Auf der Terrasse steht eine einzige Frau. Von weitem sieht sie wie eine umgekehrte Mohnblume aus. Mohnblume, weil der rote Rock sehr weit und aus vielen roten Falten und Volants besteht. Schon von weitem zieht sie alle Blicke auf sich, weil sie ganz mit der Farbe Rot angezogen ist. Der Rock ist rot. Die eng sitzende Bluse ist rot. Das Jäckchen ist rot. Die Schuhe mit den hohen roten Absätzen sind rot. Die lang hängende Ohrringe sind rot. Und ihre Lippen hat sie mit rotem Lippenstift in einem noch intensiveren Rot angemalt. Oder zieht sie alle Blicke auf sich, weil sie versucht, alle Leute von der Terrasse fernzuhalten? Viele Leute würden sich da gern wie gewöhnlich hinsetzen und eine Tasse Cappuccino trinken und dabei den schönen Blick auf diese ungewöhnliche Frau genießen. Aber sie duldet es nicht, dass irgendjemand sich da hinsetzt. Sie hat schon die ganze Terrasse für den ganzen Nachmittag reserviert und der Ober darf nur sie bedienen und ihre Befehle befolgen. Nur er kann ihr näher kommen. Sonst niemand. Also stehen alle da und warten geduldig.

Auf einmal hält ein roter Bus an und eine ganze Menge Männer – alle mit roter Kleidung – steigen aus. Für sie war die Terrasse reserviert, und sie nehmen gleich Platz auf dem linken Teil der Terrasse, nachdem sie alle die Frau per Handschlag begrüßt haben. Kurz darauf kommt ein zweiter roter Bus an und aus ihm steigt wieder eine ganze Menge Männer aus. Dieses Mal sind alle schwarz angezogen und tragen alle ein rot angemaltes Instrument. Sie begrüßen auch alle die Frau, nehmen auf der rechten Seite der Terrasse Platz und bestellen ein Getränk. Nach einem kurzen Zeichen der Frau fangen sie alle an zu spielen, und die Frau fängt an, zu tanzen. Es ist ein teuflischer Tanz. Die Mohnblume öffnet sich. Der Rock entfaltet sich bei dem Tanz und gibt den Blick auf ihre roten Strümpfe frei. Sie tanzt zuerst allein. Dann kommt auch die rote Männertruppe dazu, und es ist für alle ein reiner Genuss, diesen Tanz anzuschauen, auch für diejenigen, die sich zuerst auch da hinsetzen wollten. Sie bereuen es nicht, gewartet zu haben, da auch im Stehen dieser Tanz ein inneres Vergnügen ist. Am liebsten würden die Zuschauer bei der Musik auch mittanzen, aber sie wagen es nicht: wohl wissend, dass sie so ein Tanzniveau nie erreichen könnten.

Anschließend setzt sich die Frau zu ihrer Truppe, trinkt kurz etwas und steht wieder auf, um eine Rede zu halten. Alle hören neugierig zu. Sie ist Spanierin und schon mit fünf Jahren mit ihren Eltern nach Frankreich gezogen. Sie beherrscht die französische Sprache hervorragend, die sie schon in der Grundschule lernte. Sie lebt jetzt seit genau vierzig Jahren in dieser kleinen Stadt in den Hochvogesen und hat immer sehr gern da gelebt. Mit ihrem »roten« Tanz wollte sie der Stadt ihre Dankbarkeit für die so schöne Zeit ausdrücken und es gelang ihr auch. Die Zuschauer konnten nicht aufhören zu klatschen. Sie wollten eine Zugabe und bekamen sie auch. Sollte dieser teuflisch elegante Tanz nur ein Dankeschön oder vielleicht doch eine kleine Anti-PEGIDA Aktion sein?

Die Arbeit auf den Feldern

Ein Akrostichon

Damals waren die Landwirte
Immers sehr fleißig.
Ewig mussten sie auf den Feldern schaffen.

Alle arbeiteten sehr hart.
Rar waren noch die Traktoren.
Bewundern muss man die schwere Arbeit.
Einer musste vorn stehen und
Immers die Tiere führen und ziehen lassen.
Traurig sehen sie dabei nicht einmal aus.

Arbeit war für alle da.
Und die Männer erledigten die schwerste Arbeit.
Frauen durften ohne Tiere arbeiten und sich sehr viel bücken.

Da mussten sie die Ähren sammeln und binden.
Ewig hat es gedauert, bis sie fertig wurden.
Nun mussten sie das Ganze zu sehr weit entfernten Mühlen bringen.

Für Freizeit war keine Zeit übrig.
Ehrlich gesehen waren sie am Abend zu müde.
Laufen konnten sie einfach nicht mehr,
Daran war damals nichts zu ändern.
Einfach war das Leben nicht.
Rastlos haben die Frauen und die Männer gearbeitet.
Nachts kamen sie endlich zur Ruhe, auch wenn sie vor Müdigkeit
nicht mehr einschlafen konnten.

Rex

Von Elke Herrenknecht-Blank

Ich kann mich genau an den Tag erinnern, als mein Leben begann. Bis dahin reihten sich nur Tage und Nächte unter freiem Himmel, in Kälte, Hitze, Regen und stechender Sonne aneinander. Ohne ein schützendes Dach über dem Kopf war ich in einer Baugrube angekettet, ab und zu gab es von dem Mann, dem ich gehörte, etwas zu Fressen und Wasser. Manchmal gab es auch länger nichts. Und dazu noch Schläge.

Eines Tages hörte ich in der Nähe neue Geräusche. Es waren Maschinen, und mit dabei gab es einige Menschen, die irgendetwas mit der Erde und Steinen bauten. Als die Sonne richtig hoch am Himmel stand, wurde es still, und alle setzten sich hin, um ihr Wasser zu trinken und ihr Futter auszupacken. Ich bellte. Möglicherweise hatten sie ja etwas übrig? Ein junger Mann kam zu meiner Baugrube, setzte sich an den Rand und teilte sein Fressen mit mir. So was Feines hatte ich noch nie bekommen. Er schüttete mir Wasser in meinen leeren Napf und streichelte mir den Kopf. Der war richtig nett. Das Fell auf seinem Kopf war nicht ganz so dunkel wie meins, die Augen waren so ähnlich wie der Himmel. Lange blieb er leider nicht, er tätschelte mir nochmal den Kopf und ging wieder. Kurz darauf hörte ich auch wieder die Maschinen und die anderen Menschen.

So ging es einige Tage lang. In der Richtung, aus der die Geräusche kamen, wuchs etwas aus Steinen in die Höhe, wahrscheinlich war es eine Hütte, in der Menschen wohnen. Der Mann kam jeden Tag zu mir in die Baugrube, teilte sein Futter mit mir und kraulte mir das Fell. Ich freute mich schon, wenn ich morgens die Maschinen hörte. An diesem ganz besonderen Tag freute ich mich wie in letzter Zeit auf das Treffen mit dem Mann und seinen Wurstbrotchen. Die Wurst war lecker, aber das weiße pappige Zeug drumrum – ich weiß auch nicht, was Menschen daran finden. Es schmeckt nach nichts, es pappt an den Zähnen...Aber vielleicht wächst das ja so?

Der Mann, dem ich gehörte, tauchte gerade auf, als sich der nette Mann zu mir setzen wollte. Die zwei redeten miteinander, und irgendwie schien es um mich zu gehen, weil sie immer in meine Richtung schauten. Als sie endlich fertig waren, setzte sich der junge Mann zu mir, teilte sein Brot und sagte zu mir: »Du heißt Rex? Also dann, Rex, heute Abend gehst du mit mir nach Hause. Da bekommst du ein Dach über den Kopf und regelmäßig zu fressen. Na, gefällt dir das?«

Ich verstand zwar nicht so genau, was er da in Menschensprache redete, aber sein Ton war freundlich, und ich fühlte, dass er mich mochte. Ich wedelte freundlich, als er sich mit einem Streicheln verabschiedete, und legte mich wieder hin. Das Beste vom Tag war vorbei.

Aber was war das? Als die Maschinen aufhörten, ihren Krach zu machen, kam der nette Mann nochmal, nahm meine Kette vom Halsband ab, fasste mein Halsband und sagte: »Komm Rex, wir gehen jetzt nach Hause!« Ich wusste nicht, was mir passieren würde, aber schlimmer als bisher konnte es eigentlich nicht werden. Ich wäre auch ohne festhalten neben ihm her gelaufen – so einen netten Leithund findet man schließlich nicht alle Tage.

Das, was er »Zuhause« nannte, war ein Hof mit einem Pferd, einigen Kühen, ein paar Schweinen, noch zwei jungen Männern, einer älteren Frau und einem älteren Mann. Und: Ich schlief das erste Mal, seit ich mich erinnern kann, in einer Hütte aus warmem Holz, hatte genug zu fressen und genug zu trinken. Die waren auch alle nett zu mir. Der alte Mann nicht ganz so wie die anderen, aber er schlug mich nicht und ließ mich in Ruhe. Von der alten Frau bekam ich öfters mal ein bisschen Wurst.

Walter hieß der junge Mann. Er ging immer morgens weg, nachdem er mich gefüttert hatte, und kam abends heim. Wenn die Familie noch auf dem Hof oder im Feld etwas zu arbeiten hatte, durfte ich mit. Ich lag dann irgendwo in der Nähe, schaute zu, jagte Insekten, bellte Wolken an und holte mir ab und zu eine Streicheleinheit ab. Mir ging es einfach nur gut. Ab und zu brachte mir Walter Sachen bei, wie auf den Befehl »Sitz« hinzusitzen oder bei »Fuß« genau neben ihm her zu laufen. Wozu das gut sein sollte, wusste ich zwar nicht, aber was der Leithund sagt, das macht man.

Die jungen Männer brachten immer häufiger auch Mädchen mit auf den Hof, und Walter nannte seine, die ihn besuchte und auf seinem Motorrad mitfahren durfte, Gerda. Die hatte ganz helle Haare. Sie war

auch nett zu mir, und sie roch auch immer gut nach anderen Hunden. Wenn sie kam, musste ich erst mal abschnuppern, was sie so an Neuigkeiten mitbrachte.

Bei einem unserer Spaziergänge im Wald roch ich eine Rehfährt, schnuppert mich an ihr entlang und als der Geruch sehr stark war, sprang das Reh aus dem Gebüsch. Ich spurtete hinterher – das macht man so als Hund, ich wollte meinem Walter etwas zum Fressen fangen. Was er dann übriggelassen hätte, hätte er sicher mir gegeben, und dafür kann man schon mal einen Sprint hinlegen. Plötzlich knallte es mehrere Male ganz laut, und ich dachte, dass etwas ganz schlimmes passiert wäre. Das Reh fiel einfach um! Es lag vor mir, roch furchtbar lecker nach Fleisch und Blut, aber als ich es gerade wegschleppen wollte, kamen fremde Männer und standen mit Stöcken in der Hand um meine Beute rum. Weil ich das Reh für Walter wollte, machte ich den Männern klar, dass es mir gehörte. Vielleicht ließen sie es liegen, wenn sie merkten, dass ich es mit Zähnen verteidigen würde? Von ganz weit weg rief Walter nach mir, er wollte sicher seinen Teil vom Reh. Aber er hörte sich komisch an. Einer der Männer rief etwas zurück, und kurz darauf war Walter endlich da. Er hatte ein ganz nasses Gesicht und lief schnell zu mir. Ganz fest kraulte er meinen Kopf.

»Ich habe gedacht, Sie hätten ihn erschossen, als ich die Schüsse gehört habe. Ich hatte Angst, der Jäger denkt, er wäre ein wilder Hund. Das hat er noch nie gemacht, ich meine das macht er sonst nie, das darf er ja gar nicht, und ich nehme ihn das nächste Mal sicher an die Leine.«

»Junge, alles gut. Der Hund ist begabt, das ist ein toller Jagdhund. Hast du ihn ausgebildet?«

»Nein, der ist nicht ausgebildet. Ich bring ihm ein bisschen »Sitz« und »Bei Fuß« bei, und er ist auch echt gescheit, aber sonst bilde ich ihn nicht aus.«

»Das musst du unbedingt tun, der hat Talent. Er hat das Reh aufgestöbert – der hat eine gute Nase. Dann hat er es vor sich hergetrieben, genau auf uns zu. Wenn du den abrichtest, wird das ein richtig guter Jagdhund. Ich zeige dir, wie das geht. Und du musst den Jagdschein machen.«

Auf diesen kleinen Ausflug folgten ein paar längere Gespräche mit den älteren Leuten auf dem Hof. Walter war ab da viel mit mir und den grünen Männern, die das Reh getötet hatten, im Wald. Ich musste lernen, was ein Hund zu tun hat, während die Menschen mit ihren Stöcken im Gebüsch hocken und auf Rehe oder andere wilde Tiere warten. Eigentlich wusste ich das ja schon alles. Aber Menschen brauchen es immer etwas komplizierter. Da muss man die Pfote heben, wenn man weiß, dass vor einem ein Tier sitzt – ich hab mir oft überlegt, ob das dem Tier Angst machen soll. Oder können die Menschen wirklich nicht riechen, dass da etwas sitzt? Dann hätten sie aber eine mächtig schlechte Nase. Wenn ich die Arbeit getan und ein Tier erschreckt hatte, so dass es flüchtete, durfte ich es nachher nicht anbeißen, wenn es tot war. Das hätte ich ja noch verstanden, wenn sie zuerst davon gefressen hätten, aber sie brachten sich immer anderes Futter mit, und ich bekam trotzdem nichts vom toten Tier. Komisch. Hunger leiden musste ich aber nie wieder, also kann ich mich eigentlich nicht beklagen.

Walter war ja immer draußen und im Wald gewesen, aber jetzt ging er noch öfters, und er hatte oft ein eckiges, weißes, raschelndes Zeug mit schwarzen Klecksen dabei, was er sich vor die Augen hielt, ganz genau und lange anschaute. Ich glaube, da hatte ein Mensch das gefunden, was ihm gefiel. Mir war's manchmal langweilig. Irgendwann hatte er auch so einen lauten Stock, der die Rehe zum Umfallen brachte. Bei den Treffen mit den anderen Menschen in grünen Kleidern waren immer viele Hundekollegen dabei, das war klasse. Wir hatten viel Spaß zusammen.

Auf dem Hof veränderten sich ein paar Dinge. Die zwei anderen Jungs gingen mit ihren Mädchen weg und kamen nur noch selten wieder. Die blonde Gerda war plötzlich immer da und ging wie er morgens zum Arbeiten und kam abends wieder. Sie mochte ich auch, aber Walter war mein Leithund, für den hätte ich mein Leben gelassen.

Zwei warme und zwei kalte Jahreszeiten gingen vorbei, als Gerda immer dicker wurde. Dann war sie ein paar Tage weg, und immer, wenn Walter heimkam, roch er ganz komisch. Ich konnte mir nicht vorstellen, was das für ein Geruch sein sollte. Als er mit Gerda wieder nach Hause kam, hatte sie keinen so großen Bauch mehr, dafür einen Welpen im Arm! Nun wusste ich, was das für ein Geruch gewesen war! So rochen also Menschenwelpen. Aha, da hatte ich also Aufpasserarbeit zu leisten in der

Welpenzeit, denn wenn das Walters Welpen war, musste ich auf ihn aufpassen. Es war wohl ein Mädchenwelpen.

Ich kann mich an meine Welpenzeit oder an meine Wurfgeschwister nicht mehr erinnern, aber ich weiß sicher, dass Welpen viel geschickter sind als Menschenwelpen – die Kleine hieß Monika, hörte ich dann. Die konnte ja gar nichts! Nicht reden, nicht laufen, die lag immer nur rum, fuchtelte mit den Ärmchen und gluckste ab und zu vor sich hin. Meine Aufgabe war, diesen rollenden Kasten mit den Rädern zu bewachen, in dem sie lag. Und ab und zu war das auch nötig – da kamen dann irgendwelche Leute und meinten, sie könnten da einfach mal so reingucken oder möglicherweise sogar hinfassen, wo die kleine Monika lag! Das ließen sie dann jedes Mal sehr schnell bleiben, wenn ich ihnen überzeugend klar gemacht hatte, dass ich gute Zähne habe und auch nicht zögern würde, sie einzusetzen. Wenn Gerda oder Walter mit dabei waren, war alles Okay, die mussten ja selber wissen, wem sie ihr Junges zeigen wollten.

Interessant wurde es, als die Kleine anfang, auf allen Vieren zu krabbeln und später wie ein Mensch auf zwei Beinen zu gehen. Die war nämlich richtig unternehmungslustig und wollte viel angucken. Ich war ihr Beschützer, den sie auch dringend brauchte, so ungeschickt wie kleine Menschen nun mal sind. Wenn sie also Lust auf einen Spaziergang hatte, ging ich mit ihr mit. Ich verstand zwar nicht so ganz, wieso sie nicht auf Walter oder Gerda wartete (Welpen in diesem Alter waren eigentlich meistens mit ihrer Mutter unterwegs, glaube ich), aber die zwei hatten da wahrscheinlich anderes vor. So ging Monika eben alleine, und ich ging mit, um auf sie aufzupassen. Manchmal wurde sie nämlich von Leuten angesprochen, die ihr die Hand entgegenstreckten und sie mitnehmen wollten – wenn ich die Stimmen hörte, wusste ich, dass es Menschen waren, die neben unserem Hof wohnten. Aber da könnte ja jeder kommen und Monika mitnehmen. Wie gesagt, ich kann sehr überzeugend sein, wenn ich jemanden beschütze. Es klappte auch immer, irgendwann kamen dann Walter oder Gerda und nahmen uns zwei wieder mit. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass sie diese Spaziergänge nicht so toll fanden wie Monika. Mich haben sie immer gelobt, wie toll ich auf sie aufgepasst hatte.

Inzwischen bin ich alt. Auf der Jagd bin ich nicht mehr so oft, weil ich nicht mehr so schnell rennen kann. Spaß macht es natürlich immer noch, aber mir tun dann hinterher tagelang die Knochen weh. Außerdem hat Walter noch ein paar andere Hunde, mit denen er auch jagen gehen kann. Monika kann inzwischen richtig normal laufen – es hat zwar lange gedauert, aber wir haben ja auch viel geübt beim Spazierengehen! Die Jutta ist ne ganz nette Hundekollegin, die hat so braunes Fell wie Monika auf dem Kopf, mit der kann man richtig gut im Hof rumtoben. Mäxl ist ein kleiner Giftzwerg, der ist zwar ganz nett, aber versteht nicht so viel Spaß wie Jutta.

Ein einziges Mal war dieser Mensch, der mich in der Baugrube angebunden hat, bei Walter. Ich wollte ihn eigentlich totbeißen, aber Walter hat mich am Halsband gepackt und weggezogen. Auch etwas, was ich nicht verstanden habe. Warum durfte ich nicht? Aber eigentlich war es mir auch egal, da ich ihn nie wieder gesehen habe. Sein Glück...

Und auch sonst geht es mir gut – seit mich Walter aus dieser Baugrube geholt hat. Ich habe ein Dach über dem Kopf, genug zu fressen, nette Menschen, nette Kollegen und meinen Walter. Besser kann es einem Hund nicht gehen.